

Späte Rezension Richter R. *Über Kandidaten und Alumni (2005) - Der Blick eines Universitätsprofessors auf die postgraduierte Institutsausbildung*

Autor S. Sulz

eingereicht bei der Zeitschrift Psychotherapie

Weshalb diese späte Rezension? Das Kapitel wurde geschrieben, bevor der Autor des rezensierten Kapitels das Amt des Präsidenten der Bundespsychotherapeutenkammer übernahm. Es ist ein ehrliches Kapitel und viele stimmen ihm in vielen Punkten zu - was die Kritik der privaten Ausbildungsinstitute betrifft, trotz Lobs des Forschungsgutachtens. Seine Kritik betraf aber die Zeit vor dem Psychotherapeutengesetz und trifft heute so nicht mehr zu, obwohl er es so darstellt. Und er versäumt es, mit ebenso kritischem Blick auf die Universität zu schauen, der er ja die Psychotherapie-Ausbildung übergeben will. Da er selbst hauptsächlich Universitätsprofessor geblieben ist und Psychotherapie für ihn nur an zweiter Stelle kam, lässt sich sagen, dass es eine kritische Arbeit ist, die der Selbstkritik entbehrt.

Wie sich Rainer Richter Psychotherapie und Psychotherapie-Ausbildung vorstellt und was er für das Richtige hält, geht u. a. aus seinem Kapitel "*Über Kandidaten und Alumni - Fakten und Ansichten zur psychotherapeutischen Ausbildung*" in dem von Dulz et al. (2005) herausgegebenen Buch über die psychotherapeutische Profession hervor.

Zuerst berichtet er über seinen psychotherapeutischen Werdegang: Nach experimenteller Forschung in der psychiatrischen Universitätsklinik Beginn der psychoanalytischen Ausbildung im Alter von 32 Jahren - berufsbegleitend. Weiterhin wissenschaftliche Ganztätigkeit an der Universität und Habilitation im Jahr 1985.

Dazu muss festgehalten werden, dass er sehr spät seine psychoanalytische Ausbildung begonnen und vermutlich erst mit etwa 40 Jahren beendet hat. Einem Mann Mitte dreißig fällt es viel schwerer, sich in die Rolle eines Schülers hineinzubegeben als einem dreiundzwanzigjährigen Ausbildungsteilnehmer von heute.

Es ist wichtig, in Erinnerung zu behalten, dass er aus dieser Perspektive dieses Kapitel geschrieben hat. Hätte er zehn Jahre früher mit der Ausbildung begonnen, wäre vermutlich ein ganz anderes Kapitel entstanden. Seine Eindrücke und Erfahrungen sind, obwohl viele ähnliches beschreiben, die eines ganz besonderen Bildungswegs und deshalb nicht generell vergleichbar mit anderen.

Natürlich war sein Ausbildungsinstitut eine private Einrichtung, vermutlich ein Verein.

Während seiner ganzen psychoanalytischen Ausbildung blieb seine hauptamtliche Tätigkeit die eines Wissenschaftlers. Die Wissenschaft muss ihn zwangsläufig viel mehr beschäftigt haben als die berufsbegleitende Ausbildung, sonst wäre er kein guter Wissenschaftler. Er muss deshalb auch viel mehr die Identität eines Wissenschaftlers bewahrt haben. Also schreibt er aus der Perspektive des Wissenschaftlers über die Ausbildung. Und der Ort, von dem er aus auf das Ausbildungsinstitut blickt, ist die Universität. Während seiner Institutsausbildung hat er eine Familie mit zwei Kindern gegründet und an seiner Habilitation gearbeitet. Und nach dem Abschluss seiner Ausbildung hat er weiterhin seinen Beruf als Universitäts-Professor und Wissenschaftler ausgeübt. Demnach hat er nie ganztags als Psychotherapeut gearbeitet, auch nicht halbtags. Das Ideal des Scientist-Practitioner trifft also auf ihn nicht zu, da die Psychotherapie vermutlich nicht gleichrangig neben der Wissenschaft *eingereicht bei der Zeitschrift Psychotherapie am 30.10.2014*

stand. Er sieht das so: "Aber vielleicht bin ich gerade deswegen dazu in der Lage und motiviert, die psychotherapeutische Ausbildung bei aller Begeisterung auch kritisch zu betrachten." (Seite 39) Danach zitiert er Target (2003): *"Die Ausbildung infantilisiert, die Studierenden fühlen sich der Gnade von willkürlichen und potentiell grausamen Lehranalytikern ausgeliefert, das Wissen ist wenig spezifiziert und wird unsystematisch aufgenommen."* (Seite 40).

Auf Seite 41 schreibt er *"Schulenübergreifend ist die Tendenz, Bewerber bereits im Auswahlverfahren durch geringe Transparenz des Verfahrens, Wartezeiten und Verknappungsstrategien mit den sie erwartenden Abhängigkeiten vertraut zu machen."*

Jeweils mit einer Kritik an den psychoanalytischen Instituten beginnend, weiter er seine Vorwürfe dann auf alle Therapierichtungen aus: *"Dass dieser Missstand wohl in allen psychotherapeutischen Verfahren gleichermaßen zu verzeichnen ist, macht die eigentliche Misere der theoretischen Ausbildung unserer Profession aus."* (Hier die mangelnde Theorievermittlung in anderen Verfahren, Seite 42).

Und weiter:

"Auf den ersten Blick unterscheiden sie die psychotherapeutischen Verfahren in diesem Punkt: Verhaltenstherapeuten scheinen sich stärker an theoretischen Konzepten und weniger an ihren je eigenen Erfahrungen zu orientieren." Das schränkt er sogleich ein: Er schreibt über Wissenschaftler und Praktiker: *"Diese hatten zum Beispiel längst den geraden Weg der lerntheoretisch fundierten Verhaltenstherapie verlassen, bevor jene dieses Abweichen nachträglich als kognitive Wende legitimierten."* Hier folgt die Wissenschaft der Praxis, hinkt ihr also nach. Auch die spätere Zuwendung der Verhaltenstherapeuten zum Beziehungsaspekt und den Emotionen berichtet er als ein Nachhinken der Theorie: *"Und es wird nicht lange dauern, bis die den Praktikern längst evidente Bedeutung der emotionalen Aspekte der Patient-Therapeut-Beziehung und deren systematische Nutzung auch in den Theorien der Verhaltenstherapie Einzug hält (wobei diese bereits der Fall ist (Comtois, Cochran u. Linehand 2000, Linehan 1993), also in einem verhaltenstherapeutischen Verfahren speziell für typischerweise spaltende Patienten ... ausgerechnet!)." (Seite 42).*

Dass er sich in diesen Ausführungen selbst widerspricht und die Praktiker einerseits in der Vorreiterrolle beschreibt, sie aber gleichzeitig als vom geraden Weg der wissenschaftlichen Lerntheorie abweichend kritisiert, ist deutlich.

Über Supervisoren schreibt er: *"Es ging uns mit einigen Supervisoren doch ähnlich wie mit (schlechten) Lehrer aus der Schulzeit: Auf ein gezieltes Stichwort fingen sie an, sich in ihrem Lieblingsthema zu verbeißen, und die Stunde war gelaufen."* (Seite 43)

Über Selbsterfahrung schreibt er auf Seite 46: *"... ist eine verantwortliche psychotherapeutische Tätigkeit ohne einen Selbsterfahrungsprozess im Sinne der PsychTh-APrV nicht zu verantworten - und wohl auch in 120 Stunden nicht zu erreichen."* Diese wichtige Feststellung konterkariert sein späteres Eintreten für ein Direktstudium, in dem keine verpflichtende Selbsterfahrung vorgesehen ist.

Er hält es für falsch, dass in Ausbildungsinstituten *"diejenigen, die die Ausbildung (erfolgreich) abgeschlossen haben, die ehemaligen Ausbildungskandidaten, die heutigen Lehrer"* in ihrem Institut sind. (Seite 47). Dies verhindere eine Professionalisierung der theoretischen Lehre. Und auch die

eingereicht bei der Zeitschrift Psychotherapie am 30.10.2014

Verhaltenstherapie herrsch dieser Mangel: *"So gibt es etwa in manchen Verhaltenstherapie-Instituten mittlerweile die gleiche "Ringträger-Mentalität" wie in der psychoanalytischen Bewegung zu Beginn des letzten Jahrhunderts."* Seite 47, Fußnote 4).

In seiner These 1 (Seite 47) stellt er fest:

"Die Ausbildung wird getragen von Alumni und Alumnae. Die Institute und insbesondere die Fachgesellschaften sind eigentlich Alumni-Organisationen."

Alumni sind die ehemaligen Ausbildungskandidaten. Was richtig wäre folgt in der nächsten Fußnote auf Seite 47:

"Am ehesten ist die psychotherapeutische Ausbildung mit der Handwerkslehre vergleichbar, wo der Lehrling die Berufspraxis von einem Meister lernt, die Theorie aber von einem professionellen Lehrer in einer entsprechenden Berufsfachschule."

Dies ist ein sehr schönes Bild, das natürlich nur bedingt die psychotherapeutische Ausbildungsrealität abbilden kann. Es impliziert aber vieles, was im Widerspruch zu Richters Intention steht. Setzen wir die Berufsfachschule der Universität gleich und den Lehrmeister den Supervisor, und den Handwerksbetrieb der Ausbildungsambulanz des Ausbildungsinstituts. Die spätere berufliche Tätigkeit wird also im Ausbildungsinstitut gelernt, die theoretische Basis wird durch die Hochschule hinzugefügt. Der Berufsschullehrer übt den zu erlernenden Beruf nicht aus, sondern ist Ganztags-Lehrer. Er kommt deshalb auch nicht auf die Idee, in der Berufsschule das Handwerk lehren zu wollen, wie das Herr Richter heute über den Weg des Direktstudiums anstrebt. Und wir unterscheiden zwei Arten von Theorie: einerseits die wissenschaftlichen Grundlagen, die wirklich am besten durch die Universität vermittelt werden können. Und andererseits die Praxis-Theorie, die besser von einem Lehrer gelehrt wird, der den Beruf seit vielen Jahren ausübt. Das kann der Universitätsdozent nicht leisten. Er kann viel Fach-Wissen vermitteln, aber kein Fach-Können. Und außerdem ist der Universitätsprofessor im Sinne von Richter gar kein professioneller Lehrer. Denn er hat niemals systematisch gelernt, wie man Lehre betreibt. Er wurde niemals im "Lehrer-Sein" ausgebildet, ist also diesbezüglich unprofessionell. Somit ist das Professionalitätsargument in keiner Weise ein brauchbares Kriterium für die Enteignung der Psychotherapie-Ausbildung und die Okkupation durch die Universität.

Er gelangt auf Seite 50 zu einer Diagnose der Psychopathologie der Psychotherapeuten: *"Wir wissen aus Untersuchungen, dass viele Psychotherapeuten im Sinne der Bindungstheorie eher "unsicher gebunden" sind (vgl. Kap. 1.7), also dazu neigen können, psychische Sicherheit in institutionellen Strukturen zu suchen, die möglichst veränderungsresistent sind oder gehalten werden."*

Dass dies für Universitäten mindestens so gilt, versucht er zu widerlegen: Dort herrsche Freiheit von Forschung und Lehre vor. Berufungsverfahren seien transparent und demokratisch und setzt dagegen (Seite 50): *"an den psychotherapeutischen Ausbildungsinstituten wurden und werden die Dozenten und Lehrtherapeuten von einer kleinen Gruppe von "Ringträgern", die meist zugleich Alumni des Instituts sind, in wenig transparenten Verfahren ausgewählt."*

Seine Rundum-Kritik an den Ausbildungsinstituten (nicht als Kritik der Ausbildung vor Inkrafttreten des Psychotherapiegesetzes, sondern als Kritik der gegenwärtigen Institute des Jahres 2004) mündet in eine 2. These (Seite 51):

eingereicht bei der Zeitschrift Psychotherapie am 30.10.2014

"Wenn die psychotherapeutische Ausbildung ihren Anspruch erfüllen will, wissenschaftlich begründet zu sein, gehört sie an die Hochschulen - mit professionellen Lehrern und einer starken Alumni-Organisation."

Denn nur die Universitäten spricht er die Fähigkeit zu, eine qualifizierte Psychotherapie-Ausbildung zustande zu bringen (Seite 51): *"geregelt Ausbildungsgänge, explizite Kriterien für den Erfolg der Ausbildung, spezifische und überprüfbare Qualifikation zum Dozenten, Lehrtherapeuten und Supervisor, Transparenz sowie demokratische Strukturen in ausbildungsrelevanten Gremien."*

Das 2009 veröffentlichte Forschungsgutachten belegt, dass seine Kritik der Institutsausbildung heute nicht mehr zutrifft. Die Institute leisten gute Ausbildung. Ihre Dozenten und Supervisoren sind qualifiziert.

Wer dagegen den Universitätsbetrieb kennt, weiß, dass sich ein Universitätsinstitut sehr schwer tut, die genannten Kriterien zu erfüllen: Was hilft es, wenn der Dozent habilitiert ist, während er keine oder zu wenig praktische Erfahrung als Psychotherapeut hat? Der hauptamtlich tätige Hochschullehrer braucht zehn Jahre, um gleich viel psychotherapeutische Praxis nachweisen zu können, wie ein niedergelassener oder in der Klinik tätiger Psychotherapeut. Also dürfte er nach 10 Jahren noch nicht als Supervisor anerkannt werden. Und die Patienten, die eine Hochschulambulanz aufsuchen, können nicht verglichen werden mit den Patienten der Routine-Versorgung. Wie ungeeignet die Universität als Ort der Psychotherapie-Lehre ist, wird in Sulz und Sichort-Hebing (2014) ausführlich dargelegt und begründet.

Seine 3. These (Seite 51) nennt er *"Generativität statt Generationenvertrag"*

Damit meint er, dass heute ein Quasi-Generationenvertrag existiert: Die Alten (Dozenten und Supervisoren) ernähren sich von den Jungen (Ausbildungskandidaten). Diese werden später selbst Dozenten und Supervisoren und ernähren sich von der ihnen nachfolgenden Generation. Das gleiche gilt aber auch für die Universität.

Dagegen setzt er die Generativität, ein Begriff den er von Erikson (1950) entlehnt. Diese meint den Wunsch, *"eigene Werte und Erfahrungen weiterzugeben und dadurch etwas zu schaffen, was den eigenen Tod überdauert."* Generativität meint ebenso *"den Wunsch, Werte und Erfahrungen aus der Vergangenheit an- und aufzunehmen, sie mit den eigenen aktuellen Vorstellungen und Fertigkeiten zu verbinden und dies an die Gesellschaft zurückzugeben."*

Es wird nicht deutlich, weshalb er den Lehrenden in den Instituten das ethisch niedrigere Motiv des Generationenvertrags zuschreibt und den Hochschullehrern das ethisch höhere Motiv der Generativität. So lange er das nicht belegen kann, ist es eine Unterstellung. Schade.

Bei seinem Engagement für die Übernahme der Psychotherapie-Ausbildung durch die Universität ist der Gedanke an eine Direktausbildung noch nicht vorhanden. Diese Idee wurde erst durch den BMG-Ministerialbeamten Dr. Grigutsch in die Welt gesetzt und zuerst von der Profession abgelehnt. Erst dessen wiederholtes Verkünden, dass für das BMG nichts anderes in Frage kommt, ließ die Front dieser Ablehnung allmählich aufweichen. Während noch 2010 mit großer Mehrheit eine DPT-Ablehnung einer Direktausbildung ausgesprochen wurde, sieht es im Jahr 2014 mindestens nach einer knappen Mehrheit dafür aus. In welchem Ausmaß Herr Richter zu dieser Mehrheit verholfen hat, ist nicht ohne weiteres belegbar. Es sind kaum Belege dafür zu finden, dass er vor 2014 für die eingereicht bei der Zeitschrift *Psychotherapie* am 30.10.2014

Direktausbildung eingetreten ist. Daher bleibt nur der eindeutige Vorwurf, dass er sich nicht für die duale Ausbildung eingesetzt hat, dass er nicht dafür gesorgt hat, dass der Überfülle an Pro-Direktausbildungsveröffentlichungen und -vorträgen gleichermaßen das duale Ausbildungsmodell Raum in der Diskussion der Profession erhalten hat. Das Heft 4 des Jahres 2013 des Psychotherapeutenjournals ist das einzige Forum, indem auch Kritik an der basalen Direktausbildung Platz hatte: das Feigenblatt. Alle anderen Ausgaben dieses offiziellen Veröffentlichungsorgans der Bundespsychotherapeutenkammer liefern dagegen nur sehr einseitige Informationen.

In einem Interview mit der Psychologische-Psychotherapeuten-Ausgabe des Deutschen Ärzteblatts (PP 10, Ausgabe Februar 2011, Seite 59) wurde Richter um Stellungnahme zu folgender Aussage gebeten: Das Bundesgesundheitsministerium (BMG) hat gefordert, zunächst zu prüfen, ob die heutige postgraduale Ausbildung durch eine Direktausbildung, also ein Psychotherapiestudium, ersetzt werden könne.

Richter antwortete: *"Die Einführung einer Direktausbildung wäre ein folgenreicher und sehr komplizierter Eingriff in bestehende Ausbildungsstrukturen. Keiner weiß, was dabei herauskommt. Es spricht zudem gegen den ausdrücklichen Willen einer ganzen Profession. Gegen die Direktausbildung sprechen fachliche Gründe, keine politischen. Die Bundespsychotherapeutenkammer ist deshalb in diesem Punkt sehr zurückhaltend, was nicht heißt, dass wir grundsätzlich dagegen sind."*

Während er sich im Februar 2011 also noch halbherzig hinter den DPT-Beschluss von 2010 stellte, fordert er im Jahr 2014 dazu auf, für die Direktausbildung zu stimmen. (Ideenwettbewerb III des DPtV am 7.10.2014 und Diskussionsrunde mit den DPT-Delegierten am 9.10.2014).

Er hat sich lange zurückgehalten, was er seinem Amt ja schuldig ist. Und er hat jetzt wieder zu seiner Gesinnung pro Universität zurückgefunden und tritt vehement dafür ein - nur dieses Mal nicht als postgraduierte Ausbildung, sondern als Direktstudium.

Quellen:

Richter R. (2005): *Kandidaten und Alumni - Fakten und Ansichten zur psychotherapeutischen Ausbildung*. In Kernberg O., Dulz B., Eckert J. (Ed.): *Wir: Psychotherapeuten - über sich und ihren "unmöglichen" Beruf*. Stuttgart: Schattauer 2005

Bühning, Petra; Meißner, Marc: Interview Mit Prof. Dr. Rainer Richter. PP 10, Ausgabe Februar 2011, Seite 59

<http://www.aerzteblatt.de/archiv/80724/Interview-mit-Prof-Dr-Rainer-Richter-Praesident-der-Bundespsychotherapeutenkammer-Wir-haben-dem-Ministerium-viel-Arbeit-abgenommen>

Sulz S., Sichort-Hebing M. (2014): Kann die Psychotherapie-Ausbildung ein Direkt-Universitätsstudium werden? in Sulz S. (Hrsg.): *Psychotherapie ist mehr als Wissenschaft. Ist hervorragendes Expertentum durch die Reform gefährdet?* München: CIP-Medien S. 246 -271

eingereicht bei der Zeitschrift Psychotherapie am 30.10.2014

1.4

Über Kandidaten und Alumni – Fakten und Ansichten zur psychotherapeu- tischen Ausbildung

Rainer Richter

Bevor ich mich entschloss, Psychotherapeut zu werden, hatte ich mir die Behandlung von Menschen mit psychischen Erkrankungen in einer psychiatrischen Universitätsklinik zwar von innen, aber doch aus der sicheren Entfernung des experimentellen Forschers angesehen. Unter dem Einfluss meines Doktorvaters Hans Kunz, einem der drei Mitbegründer der »Psyche«, und beeindruckt von der klinischen Arbeit von Psychiatern wie Dieter Beck, Gaetano Benedetti und Raymond Bategay war Psychotherapie damals für mich gleichbedeutend mit Psychoanalyse. Aber es brauchte mehrere Jahre, bis ich mich im Alter von 32 Jahren für die psychoanalytische Ausbildung bewarb. Die bekannten Hürden hatten auch mich nicht weiter abhalten können. Ich wurde beim ersten Anlauf zugelassen, obwohl ich zum Bewerbungsgespräch 25 Minuten zu spät kam, und meine psychoanalytische Ausbildung konnte ich dank eines großzügigen Chefs mit einer klinisch-wissenschaftlichen Ganztätigkeit vereinbaren und sie teilweise mit einem zinslosen Darlehen finanzieren. Parallel zur Ausbildung gründete ich eine Familie und verfolgte meine Hochschulkarriere inklusive Habilitation trotz heftiger Kritik einiger Supervisoren (»Sie müssen sich entscheiden zwischen der Identität als Psychoanalytiker und einer Karriere als Hochschullehrer«). Und ich arbeite auch nach 25 Jahren gerne in diesem Beruf und bilde mit Freude jüngere Kolleginnen und Kollegen aus. Aber vielleicht bin ich gerade deswegen dazu in der Lage und motiviert, die psychotherapeutische Ausbildung bei aller Begeisterung auch kritisch zu betrachten.